

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch :
Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1979)

Artikel: Berndeutsch in Berne/Indiana

Autor: Haas, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berndeutsch in Berne/Indiana

Von Walter Haas

Chum iche u hock ab! sagte die alte Frau zu mir; und daran wäre kaum viel Besonderes, wohnte Mrs. Nussbaum nicht seit ihrer Geburt in einer kleinen Stadt im mittleren Westen der Vereinigten Staaten, wo auch schon ihr Vater aufgewachsen war. Allerdings — die kleine Stadt heisst Berne, und Frau Nussbaum ist nicht die einzige hier, der die Sprache der Schweizer Stadtgründer noch immer Mutter-sprache ist. Etwas wie ungläubige Ehrfurcht ergreift einen vor dieser über Generationen vererbten Treue zur heimi-schen Sprache. Schon aus meiner unreflektierten Wortwahl können Sie ersehen, wie sehr ich gerührt war: ich habe mit «Treue» und «heimisch» unwillkürlich zu Ausdrücken ge-griffen, die wir mit sehr positiven Werten zu verbinden pflegen. Könnte ich aber nicht ebensogut von «Starrköfig-keit» reden, mit der hier an einem Idiom festgehalten wird, das seine Sprecher von ihren Nachbarn trennt? Und was soll «heimisch» bei Menschen heissen, die seit Generati-onen ihr gutes Auskommen in einem Lande finden, das ihnen doch wohl nicht mehr die «Fremde» bedeuten kann?

Und noch etwas anderes: denke ich wohl auch so spontan an «Treue», wenn ich welschen Miteidgenossen begegne, die nach Jahren in der Deutschschweiz noch immer kaum und jedenfalls ungern deutsch reden? Sicher empfinden wir beide Fälle, jenen der Schweizer in Amerika und jenen der Welschen in der Deutschschweiz, als auffällig. Die starke Gefühlsbindung an jene Sprache, in der wir denken ge-lert haben, verleitet uns aber dazu, das Absonderliche po-sitiv zu werten, wenn unsere eigene Sprache Gegenstand der «Treue» ist, und wir reagieren viel empfindlicher (wir meinen «vernünftiger»), wenn es unsere Sprache ist, die von Fremden zurückgewiesen wird.

Gerade am Beispiel der Berner in Indiana lässt sich zei-gen, dass das Festhalten an einer überlieferten Sprache in-mitten einer fremden Umgebung wenig mit «Treue» als

moralischer Tugend zu tun hat, sondern dass solch auffälliges Verhalten, besonders wenn es Generationen überdauert, für die Sprachgemeinschaft einen ganz besonderen Nutzen haben muss.

Das Städtchen Berne, das heute rund 3 000 Einwohner zählt, wurde 1852 von Täufern aus dem ehemaligen Berner Jura gegründet. Während in früheren Zeiten religiöse Verfolgungen die Täufer immer wieder von ihren Wohnstätten vertrieben, waren es damals Überbevölkerung und landwirtschaftliche Fehljahre; fast die ganze Gemeinde von Sonnenberg in der Nähe von Tramelan emigrierte 1819 nach Ohio, gründete dort ein zweites *Sonnebärg* (heutige Postadresse Kidron), von wo die 70 Stadtgründer über eine weitere Zwischenstation endlich Berne, in der Mundart natürlich *Bärn*, erreichten.

Schon im Jura hatten die Täufer unter Französischsprachigen gelebt, sie brachten somit bereits eine lange Tradition der Sprachtreue nach Amerika, eine Sprachtreue, die in engem Zusammenhang mit ihrer Religion zu stehen scheint, der wir uns deshalb kurz zuwenden müssen.

Die Wiedertäufer oder taufgesinnten Christen, wie sie sich selber nennen, führen ihren Ursprung auf die Zwingli nahestehenden Zürcher Reformatoren Konrad Grebel und Felix Mantz zurück, deren Porträts in Berne überall zu kaufen sind. Die beiden verworfen die Kindertaufe und den Kriegsdienst, auch zur Selbstverteidigung und für das Vaterland, und traten damit in schärfsten Widerspruch zu Zwinglis politischem Denken. Die urchristlichen Ideale dieser konsequentesten und radikalsten Neuerer gerieten deshalb bald in den Geruch des Anarchismus, ihre Anhänger und sie selbst sahen sich der erbarmungslosesten Verfolgung ausgesetzt. Ähnliche täuferische Strömungen entstanden praktisch gleichzeitig in den Niederlanden unter der Führung Menno Simmons; nach ihm werden die verschiedenen täuferischen Gruppen unter dem Namen Mennoniten zusammengefasst.

Die Täuferverfolgungen hatten die Gemeinden der intellektuellen Führung beraubt. Dies hatte zur Folge, dass alles, was mit höherer Bildung zu tun hatte, als Teil der «Welt» betrachtet und infolgedessen kategorisch abgelehnt

wurde: die bäuerlich-handwerkliche Gesellschaft wurde zur einzigen sozialen Form, die sich für einen gläubigen Täufer schickt. Wenn es heute in den USA auch eine täuferische Intelligenz gibt, dann ausschliesslich in den liberalerden Fraktionen.

Die nach urchristlichem Vorbild organisierten Täufergruppen lehnten jede zentrale Autorität ab; dies führte in Amerika, wo sich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die vertriebenen Täufer zusammenfanden, zu einer für den Aussenstehenden völlig verwirrlichen Aufsplitterung in zahlreiche Gruppen. Alle teilen sie zwar die täuferischen Grundsätze, sie unterscheiden sich jedoch durch Einzelheiten der Lebensformen, die wir Weltliche als blosse Äußerlichkeiten auffassen mögen, die aber für die Täufer selbst als Anzeichen einer strengeren oder largeren Einstellung der Welt gegenüber von grösster Bedeutung sind: in diesem Lichte der unreflektierten Glaubenstreue ist es eben nicht gleichgültig, ob ein Bruder im Auto oder im Pferdefwagen fährt. Viele Juratäufer schlossen sich in Indiana den Amischen an, die den konservativsten Kern der Täufer bilden. Ihr Name leitet sich von einem Simmentaler Bauern und Täuferbischof des 17. Jahrhunderts namens Jakob Ammann her; die grundlegende Unterscheidung zu den übrigen Gruppen liegt in der Institution der «Meidung»: jeder Bruder, der sich von den anerkannten Lehren und Gebräuchen entfernt, wird im wörtlichen Sinne «gemieden», niemand, und seien es die Eltern und Ehepartner, darf mehr mit ihm sprechen oder mit ihm Umgang haben. Auch unter den Amischen, denen Elektrizität und Benzinmotoren verboten sind, gibt es Fraktionen, sei es, dass die einen an ihren Pferdefuhrwerken Gummipneus dulden, die andern nicht, oder dass Unterschiede in der Breite der Hukrempe bestehen.

All diese Eigentümlichkeiten beruhen letztlich auf dem Wunsch, sich von der Welt abzusondern, auf dem Glauben, dass die möglichste Naturnähe näher zu Gott führe, dass Tradition und Gehorsam das Leben auf dieser Erde ausreichend zu ordnen vermögen.

In diesem Zusammenhang ist nun auch das Festhalten am deutschen Dialekt zu sehen, der für alle Gruppen der

Amischen charakteristisch ist: in Pennsylvanien sprechen sie Pennsylfaanisch, in Berne/Indiana eben das aus dem Jura mitgebrachte Berndeutsch (allerdings können viele auch Pennsylfaanisch, da manche Ehepartner aus Pennsylvania stammen). In diesen strenggläubigen Gruppen steht der Gebrauch in alter, nicht anzuzweiflender, völlig selbstverständlicher Tradition, die durch die deutsche Kirchensprache gestützt wird, und er dient wie alle andern scheinbar absonderlichen Traditionen gleichzeitig der Abschirmung von der «Welt» und dem Zusammenhang im Innern: in diesem Sinne ist der Dialekt «nützlich», wenn auch in den Augen der Täufer im Hinblick auf eine andere Welt.

Sicher ist Sprachtreue in fremder Umgebung auch ohne religiöse Stütze möglich, wenn die Gruppe gross genug ist, sich im wesentlichen selbst genügt und sich auf irgend eine andere Weise zu definieren vermag. Ebenso sicher aber ist es, dass die religiösen Bindungen, besonders wenn sie so stark und ausschliesslich sind, wie bei den Amischen, die stärkste spracherhaltende Kraft entwickeln, und dies vor allem dann, wenn keinerlei spekulierende Zweifel an Sinn und Wert der Tradition geduldet werden.

Für Berne/Indiana kann geradezu als Regel definiert werden, dass die Beherrschung des Berndeutschen vom religiösen Hintergrund des Sprechers abhängt. Die meisten Einwohner gehören heute den «gemässigten» Mennoniten an. Dies bedeutete für die Sprache keine «Gefahr», solange man in dem weiten Land praktisch allein war, und so lange auch die Mennoniten das Deutsche als Kirchensprache pflegten; dies war bis zum Ersten Weltkrieg der Fall. Die «tolerantere», oder wenn man will «differenziertere», Haltung der Welt gegenüber erlaubte es ihnen aber im entscheidenden Augenblick, die verdächtig gewordene Sprache aufzugeben, da dadurch ja nach dieser viel intellektuelleren Weltsicht keine Grundsätze des Glaubens angestastet wurden: die Mennoniten fanden für sich die Antwort auf die Frage, wie man *gotes und der werld hulde* zugleich gewinnen könne; für die Amischen ist die Frage sinnlos.

Seit jener Zeit ist auch in Berne das Berndeutsche bei den Weltlicheren in ständigem Rückgang, auch wenn es

bis zum Zweiten Weltkrieg immer wieder durch eine beachtliche Einwanderung von Schweizern, die überhaupt kein Englisch konnten, genährt wurde.

Wer, ausser den Amischen, kann heute noch berndeutsch? Nach meinen oberflächlichen Beobachtungen handelt es sich im wesentlichen um zwei Altersgruppen, die nach der Herkunft in verschiedene Untergruppen zerfallen.

Die «Alten», 65 und darüber, bilden die erste Gruppe, die sich ihrerseits aus den in Berne Geborenen und der ersten Generation der letzten Einwanderer zusammensetzt. Die Jugend der einen fiel noch in die fraglos deutsche Zeit, die andern brachten die Sprache von zuhause mit.

Die Angehörigen der zweiten Altersgruppe, die «Jüngeren», sind entweder Kinder der letzten Einwanderer, sofern Vater *und* Mutter aus der Schweiz stammten, oder sie kommen aus amischem Hause. Von den Kindern der deutschsprechenden Alten, die hier geboren sind, sprechen in der Regel nur noch die Männer mittleren Alters ein mehr oder weniger rudimentäres Berndeutsch; die Frauen der gleichen Generation haben die Sprache der Eltern in der Jugend abgelehnt, im besten Falle verstehen sie sie noch. Die Weitergabe der Sprache ist in der gesamten Gruppe der «Jüngern» äusserst unwahrscheinlich, nicht nur, weil bloss selten beide Ehepartner berndeutsch sprechen können, sondern vor allem deshalb, weil die Sprache keine äussere Stütze mehr hat — sie ist sinnlos geworden.

Ich habe bisher überhaupt nichts darüber gesagt, wie denn das Berndeutsche in Berne/Indiana aussieht. Die paar Tage, die ich dort verbracht habe, waren zu kurz und zu faszinierend-lebensvoll, als dass ich systematische Aufnahmen hätte machen mögen. Zudem aber ist über die Sprache der Amischen, als über das einzige voll funktionierende Berndeutsch in Berne, auch gar nichts besonderes zu sagen: wie Sie bereits an dem kurzen Satz, den ich eingangs zitiert habe, sehen können, handelt es sich um weitgehend «normales» Mittelbernisch, sehr ländlich zwar, wozu auch das durchgängige Duzen gehört, und etwas konservativer, als die europäische Variante: das Pe-

trol heisst hier noch immer *Steiöl*, und manche Wörter für neuzeitliche Dinge fehlen schon aus kulturellen Gründen. Die Verständigung ist für uns so problemlos wie möglich. Englische Wörter sind in der Sprache der Amischen eher selten. *Du bringsch no ne Änglischi hei!* spottete ein alter Amischer, als meiner Frau in der Unterhaltung ein englisches Wort entwischte.

Dagegen findet sich begreiflicherweise sehr viel Englisches in der Rede der Weltlichen. Das Auto heisst ohne pejorativen Unterton *Chare*, mit dem man *groceries ychoufe* geht, man *gleycht* etwas (allerdings ist dieser Abkömmling von *to like* auch im Pennsylfaanischen üblich und wird auch von den Amischen gebraucht — wir haben hier also ein «deutsches» Dialektwort vor uns, dessen Verbreitung auf die Vereinigten Staaten beschränkt ist!); *ufkchalle* heisst 'telefonieren' (*to call up*) und *fixen* heisst 'zurecht machen' oder 'flicken' (*to fix*). *Luege* wird wie englisch *to look* verwendet: *das luegt so heimelig!* — und die Antwort heisst dann *ja, es duet* (*yes, it does*).

Diese wenigen selbst gehörten Beispiele mögen genügen; wer sich näher für das amerikanische Berndeutsch interessiert, kann nun zur Beschreibung Marion Roy Wengers greifen. Für den Schweizer Dialektologen wäre es eine lohnende Aufgabe, Wengers Material eingehend mit dem modernen schweizerischen Berndeutsch zu vergleichen, und eine soziolinguistische Vertiefung wäre überaus aufschlussreich — beide Aspekte fehlen bei Wenger weitgehend.

Bevor ich schliesse, kehre ich zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen zurück. Warum kann sich eine Sprache in fremder Umgebung so lange erhalten? Die Frage scheint mir klar zu beantworten: die Sprache erhält sich, wenn sie ihren Trägern als Mittel der Gruppenidentifikation nützt, wenn sie als Symbol jener Traditionen dient, aus denen die Gruppe sich definiert. Sobald die Gruppe beginnt, sich anders zu verstehen, wenn sie glaubt, nicht mehr auf traditionelle Äusserlichkeiten angewiesen zu sein, wird sie die Sprache, die sie von aussen abschirmt, als störend empfinden und aufgeben.

In diesem Stadium aber, wenn die alte Sprache überwunden und den neuen Einstellungen und Bedürfnissen

der Gruppe nicht mehr hinderlich sein kann, wird auf einmal die nostalgische Pflege des fast schon Vergessenen möglich. Für die heute im mittleren Alter stehenden Berner war das Berndeutsch ihrer Jugend der vollen Integration in die amerikanische Gesellschaft hinderlich: es musste so rasch wie möglich aufgegeben werden. Heute sind es die gleichen Leute, die das Verschwinden der Vätersprache zumindest verbal bedauern und beginnen, Berndeutschkurse zu organisieren. Jetzt, wo man auf üblicher amerikanischer Gesellschaftsstufe steht, wird die Frage nach den «Roots» bedeutungsvoll, und die Reste der väterlichen Kultur dienen einer neuen, nun aber von Fall zu Fall und freiwillig eingesetzten Abgrenzung gegenüber den «Yankees». Von allem, was man an der amerikanischen Gesellschaft verwerflich findet, von einer gewissen Legèrté bis zur angeblichen Trunksucht, kann man sich unter Bezug auf die eigene Herkunft absetzen: *mir Schwyzer suffe äbe nid wie die Yankees, mir wärche, drum hei mer s ou zu öppis braacht!*

Bereits werden die Reste der schweizerischen Vergangenheit auch folkloristisch bewirtschaftet. Aber genau so wenig, wie unsere Jodlerclubs den Zerfall der Berglandwirtschaft aufzuhalten vermochten — wer von den Sängern möchte im Ernst seine gutbezahlte Anstellung gegen das angeblich so herrlich freie Sennenleben eintauschen? — genau so wenig werden Bernes Swiss Days und Mrs. Stuckys Berndeutschkurse das Aussterben der Sprache in der Stadt Berne verhindern können.

Die Amischen dagegen pflegen ihr Berndeutsch nicht, sie sprechen es, und sie beginnen allmählich, die *thriving Swiss Community* zu verlassen und sich fernab im Westen neue Heimstätten zu suchen. Schweizertum bedeutet für sie nichts oder höchstens ein paar Namen, die im «Ausbund», ihrem uralten Gesangbuch, im Zusammenhang mit schlimmen Verfolgungen vorkommen; sie fühlen sich weder als Amerikaner noch als Schweizer, sie sind tatsächlich Fremde in dieser verdorbenen Welt. Gott hat den wehrlosen Christen eine Sprache mitgegeben, um sie vor der Welt abzugrenzen und zu schützen, eine Sprache, in der wir Linguisten zufällig einen Schweizer Dialekt erken-

nen. Den Amischen wird dies nur bewusst, wenn hie und da ein seltsamer Weltlicher auftaucht, der die gleiche Sprache spricht und doch so wenig mit ihnen gemein hat. Immerhin — er wird leichter Zutritt zu ihren Häusern finden, als ein *Änglischer*, und so zeigt sich denn auch hier, dass die Sprache mehr ist als ein blosses Kommunikationsmittel: sie kann uns den Weg zu Menschen ebnen, mit denen uns nur gerade sie verbindet, und sie kann uns aus Häusern ausschliessen, deren Bewohnern wir uns nahe fühlen.

Einige Literaturhinweise:

Ausbund — das ist: Etliche schöne Christliche Lieder, wie sie in dem Gefängnis zu Passau in dem Schloss von den Schweizer-Brüdern und von andern rechtgläubigen Christen hin und her gedichtet worden. Lancaster, Pa. 1973.

Buffington, Albert F./Preston A. Barba: A Pennsylvania German Grammar. Allentown, Pa. 1965 (The Pennsylvania German Folklore Society, vol. 27).

Dyck, Cornelius J. (Hg.): An Introduction to Mennonite History. Scottdale, Pa. 1967.

Hostetler, John A.: Amish Society. Baltimore 1972.

Liechty, Edward E.: The Plain People — Left Wing of the Reformation. Berne, Ind. 1973.

Der blutige Schauplatz oder Märtyrer-Spiegel der taufgesinnten oder wehrlosen Christen ... Aylmer, Ontario / La Grange, Indiana, 1973.

Viereck, Wolfgang: German Dialects spoken in the United States and Canada and Problems of German-English Language Contact especially in North America: A Bibliography. In: Orbis 16 (1967), 549—568. Nachtrag: Orbis 17 (1968), 532—535.

Wenger, Marion Roy: A Swiss-German Dialect Study: Three Linguistic Islands in Midwestern U. S. A. Diss. Ohio State University 1969 (University Microfilms, Ann Arbor).